

## Konkurrierende literarische Erinnerungen an den Holocaust in der Ukraine

Im Rahmen des vorliegenden Beitrages werden erste Überlegungen zum Projekt „Konkurrierende Erinnerungen an den Holocaust auf dem Territorium der Ukraine in der Literatur“ präsentiert sowie zwei Textbeispiele zu diesem Themenkomplex analysiert und verglichen: zum einen die Erzählung *Vos'mero jevrejiv u pošukach didusja* (1998; *Acht Juden auf der Suche nach ihrem Großvater*) des ukrainischen Schriftstellers Mykola Rjabčuk, zum anderen der Roman *Everything Is Illuminated* (2002; *Alles ist erleuchtet*) des jüdisch-amerikanischen Autors Jonathan Safran Foer. Die Beispiele wurden ausgewählt, weil sie die transnationale Vielfalt im Umgang mit dem Holocaust auf dem Territorium der Ukraine und die dadurch erzeugten konkurrierenden Erinnerungsdiskurse aufzeigen und damit die Forschungsperspektiven des Themas abbilden. Der Fokus der Untersuchung ist literaturwissenschaftlich und soll darauf konzentriert werden, die Brüche und Konkurrenzen der fiktionalen Erinnerungswelt, die bei der literarischen Aufarbeitung des Themas Holocaust in der Ukraine sowohl in der ukrainischen Literatur<sup>1</sup> als auch in anderen ost- und westeuropäischen sowie amerikanischen Literaturen<sup>2</sup> entstehen, zu analysieren und zu vergleichen, sowie die Besonderheiten verschiedener Erinnerungskulturen offenzulegen.

Die transnationale Ausrichtung des Projekts ist nicht zuletzt darin begründet, dass die Erinnerung an den Holocaust in der Ukraine selbst immer noch einen selektiven Charakter trägt. Der Holocaust ist ein umstrittener Punkt, der mit viel Distanz in den öffentlichen und historischen Debatten behandelt wird. Es ist ziemlich unklar, ob und wie der Holo-

---

1 Beispielsweise bei Mykola Rjabčuk, Oksana Zabužko (*Muzej pokinutih sekretiv; Museum der vergessenen Geheimnisse*), Jurij Vinnyčuk (*Tango smrti; Der Tango des Todes*) u. a.

2 Z. B. bei Jonathan Safran Foer, Jonathan Littell (*Les Bienveillantes; Die Wohlgesinnten*), Robert Marchall (*In the sewers of Lvov*), Aleksandar Hemon (*Lazarus*), in Erzählungen der israelisch-russischen Autorin Dina Rubina u. a.

caust in die Erinnerungskultur der Ukraine integriert wird und wie das jüdische Erbe sowie das Verhältnis zwischen Juden und Ukrainern in der kollektiven Erinnerung verortet werden. Es bildet sich ein nationales Narrativ heraus, in dem der Holocaust nicht vorkommt. Dies führt dazu, dass die ukrainische Gesellschaft, besonders die junge Generation, die Hintergründe des Holocaust in der Ukraine nicht kennt. Es herrscht die Vorstellung vor, der Holocaust habe sich ausschließlich im westlichen Europa abgespielt und sei für die Ukraine ohne Bedeutung (vgl. Podol'skij 2008, 454).

In Hinblick auf die Literatur und die Kunst lässt sich feststellen, dass sich die ukrainischen Literaten, mit Ausnahme einiger weniger Stimmen, sehr distanziert zu dem Thema Holocaust in der Ukraine verhalten. Sie sehen sich zwar als wichtige Figuren im Prozess des ukrainischen *nation building*, gleichzeitig gehen sie recht unkritisch mit der ukrainischen Geschichte um. Beispielsweise versucht Oksana Zabužko in *Muzej pokinutich sekretiv* den antikommunistischen Widerstand in der Ukraine während des Zweiten Weltkriegs von den Nazi-Verbrechen abzurücken und als Erscheinungsform einer „normalen“ Nationalbewegung darzustellen. Damit erfüllen die Schriftsteller jene Erwartungen, die sich in den öffentlichen Diskursen widerspiegeln, und fügen sich in den Rahmen eines ideologisch determinierten und recht hermetischen Gedächtnisparadigmas ein. Die Einordnung der Organisation Ukrainischer Nationalisten (Організація Українських Націоналістів; OUN) und der Ukrainischen Aufständischen Armee (Українська Повстанська Армія; UPA) in die ukrainische Geschichte ist nach Auffassung des Historikers Frank Golczewski keineswegs nur ein historisches Problem, sondern trägt eine Bedeutung zum Verständnis der gegenwärtigen ukrainischen Nationalität bei (vgl. Golczewski 2010, 319). Die Schriftsteller unterstützen somit den national-ukrainischen Märtyrerkult, ohne sich damit kritisch auseinanderzusetzen oder die verfestigten Geschichtsversionen zu dekonstruieren. Ulrich Schmid bezeichnet die Rolle ukrainischer Schriftsteller nach der Unabhängigkeit der Ukraine als Fortschreiben der ukrainischen Selbstmythisierung, „die aus der Artikulation eines bestimmten historischen Narratives weitreichende Schlussfolgerungen für die politischen Handlungsalternativen in der Gegenwart ableitet.“ (Schmid 2012, 102)

Die Stimmen, die sich gegen dieses Vergessen erheben, kommen meistens von außen, aus der europäischen, amerikanischen und nicht zuletzt jüdischen Perspektive. Nach einer langen Marginalisierungsphase ist die Ukraine als Ort des Verbrechens an der jüdischen Bevölkerung

seit den 1990er Jahre in literarischen Werken amerikanischer sowie ost- und westeuropäischer Schriftsteller ins Zentrum gerückt worden. Man kann also eine Asymmetrie hinsichtlich des Raums und der Bedeutung, die der Holocaust in der eigenen (ukrainischen) und fremden Literatur gegenwärtig einnimmt, feststellen.

### **Hermetisierung der nationalen Erinnerung bei Rjabčuk**

Ein umstrittenes Beispiel des literarischen Umgangs mit dem Thema Holocaust in der Ukraine liefert Mykola Rjabčuk,<sup>3</sup> ein führender ukrainischer Essayist, Schriftsteller und Literaturkritiker der Gegenwart. In seiner Erzählung *Vos'mero jevrejiv u pošukach didusja* thematisiert Rjabčuk nicht nur die historischen Asymmetrien in der Erinnerung an den Holocaust, sondern auch den ukrainischen Antisemitismus und Fragen nach Schuld und Versöhnung. Diese Fragen stellt jedoch nicht der Erzähler selbst, sondern sie kommen von außen: Acht Nachkömmlinge eines galizischen Juden, die aus den USA, aus Israel und Frankreich zusammengekommen sind, versuchen die schwierigen geschichtlichen Themen (z. B. das Fehlen der öffentlichen Erinnerung und das Ausbleiben der Gedächtnisarbeit an dem Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung), aber auch aktuelle Probleme (wie das des Antisemitismus) in der Ukraine zu klären.

Der Ich-Erzähler, der in eine für ihn „ungewöhnliche Rolle eines Übersetzers für die noch ungewöhnlichere Touristengruppe“ (Rjabtschuk 2004, 169) schlüpft, versucht zuerst das Geschehen aus der Perspektive eines externen Beobachters zu betrachten. Er begleitet die acht Bürger aus Israel, Frankreich und den USA von Kiev nach Chernovitz auf der Spurensuche ihres Großvaters Schmueel Glasberg. Der Erzähler bescheinigt ihnen bereits im zweiten Absatz, dass die Ukraine für sie bloß ein Mythos sei, „das Land der Verheißung als auch das Land der Apokalypse“ (ebd.). Er stellt diesem Mythos sein eigenes Empfinden gegenüber, indem er die heutige Ukraine als ein „gottverlassenes Land“ (ebd.) ohne Zukunft begreift, das durch das Einwirken mehrerer Besatzungsregime „ausgeblutet“ ist. Auf diese Weise wird am Anfang der Erzählung ein Opfernarrativ einem anderen gegenübergestellt, die Konkurrenz der Opfer und die Konkurrenz der Erinnerungen werden zum roten Faden der Narration, ohne dass dieser Konflikt vom Erzähler aufgelöst wird. Die

---

3 In den Medien wurde das Buch *Zweiter Anlauf*, das *Acht Juden auf der Suche nach ihrem Großvater* enthält, ausführlich diskutiert, Rjabčuks Erzählung aber fast einstimmig negativ beurteilt.

Dichotomie von unserer (ukrainischen) und eurer (jüdischen) Geschichte bildet eine unüberwindbare Grenze, die keine gemeinsame Geschichte und Erinnerung zulässt.

Die Argumentation der Protagonisten basiert häufig auf der jeweils eigenen Interpretation historischer Ereignisse. Der Autor rekapituliert im Verlauf der Erzählung die signifikanten geschichtlichen Konflikte zwischen Juden und Ukrainern, betrachtet diese jedoch jenseits der Schuldfrage und der geschichtlichen Verantwortung der Ukrainer:

Vergeblich versuchte ich zu erklären, dass Bandera keine Pogrome angezettelt hat und noch weniger Petljura, den man eher als judophil denn als Antisemiten bezeichnen könnte. Ich erklärte, dass die Wertschätzung der Ukrainer für Chmelnitzky nicht auf Pogromen beruht. [...] Ich wollte klarmachen, dass es zwischen den Pogromen im Russischen Imperium Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts und zwischen dem ukrainischen Nationalismus überhaupt keine Beziehung gibt. (177)

Der Erzähler versucht insoweit zu relativieren, dass er die Juden und die Ukrainer nicht als „Subjekt, sondern bloß als Objekt der Geschichte“ (ebd.) begreift, „Gefangene in einer einzigen Zelle“ (ebd.) des gegenseitigen Verrates und Hasses. Dieser Hass ist für den Erzähler nicht ein nationales (ukrainisches oder jüdisches), sondern ein Fremdprodukt, von der führenden Machtelite angestachelt und begünstigt, ansonsten hätten sie „den größten Teil der Geschichte friedlich miteinander“ (ebd.) koexistiert. Die Pogrome waren nach seinem Geschichtsverständnis fast ausschließlich von Russen (oder von Polen) organisiert worden. Die Frage der individuellen Verantwortung wird somit ausgeblendet. Man versteckt sich hinter der Einstellung, man sei nur das Opfer der Regime gewesen. Diese Position ist keine Außenseiterperspektive, sondern spiegelt den ukrainischen gesellschaftlichen Diskurs zu Verbrechen im Zweiten Weltkrieg und zum Antisemitismus auf dem Territorium der Ukraine wider (siehe dazu Jilge/Troebst 2006, Jilge 2008; Golczewski 2010).

Gleichzeitig wirft der Erzähler dem westlichen Zuhörer vor, diese (seine) historische „Wahrheit“ nicht akzeptieren zu wollen. Seine lapidare Erklärung dafür: „Es ist bequemer, in einer Welt von Mythen für die Massen zu leben.“ (Rjabtschuk 2004, 177) Der Erzähler präsentiert nicht nur seine eigene Geschichtsversion, sondern stellt zugleich die fremde Erinnerung in Frage:

Ein alter Herr in Kalifornien, der als Kind den Aufstand im Warschauer Getto überlebt hatte, erzählte, dass er mit eigenen Augen gesehen hätte, wie ukrainische Soldaten aus der SS-Division „Galizien“ Juden erschossen hätten. *Ich wusste*, dass diese Division erst ein Jahr später aufgestellt worden war, für ihren, ersten, und wie sich herausstellte, auch letzten Einsatz in der Schlacht bei Brody; *ich wusste*, dass das eine Fronteinheit war, die an keinerlei Strafexpeditionen beteiligt war; *ich wusste*; dass es im Warschauer Getto überhaupt keine ukrainischen Truppenteile gegeben hatte. (177 f.)

Der Erinnerung der Überlebenden („ich habe es mit eigenen Augen gesehen“ [178]) stellt der Erzähler den angeblich wissenschaftlichen Diskurs gegenüber („ich hätte zum Beweis Dutzende von wissenschaftlichen Arbeiten zu diesem Thema nennen können“ [ebd.]), deren Wahrheitsgehalt er nicht anzweifelt. Dabei ist durch historische Quellen belegt, dass auch wenn die SS-Division „Galizien“ nicht im Warschauer Getto gewütet hat, sie durch ihre Grausamkeit gegenüber der jüdischen und polnischen Bevölkerung bekannt war, unter anderem bei den Massakern in Hutta-Pieniacka, Podkamien’ und Palikrowy. Auch ihr Einsatz in der Schlacht von Brody war keineswegs ihr erster und auch nicht der letzte, wie Rjabčuk behauptet: Im Oktober 1944 wurde die Division „Galizien“ nach der Zerschlagung bei Brody neu aufgestellt und war bis Februar 1945 in der Slowakei im Einsatz, um einen von slowakischen Partisanen initiierten Aufstand niederzuschlagen, der den Rückzug deutscher Truppen gefährdete (vgl. und siehe dazu Littmann 2003; Michaelis 2006; Müller 2007). Durch das mehrmalige Wiederholen: „Ich wusste, dass es ... so war“ steigert der Erzähler die Intensität seiner Argumentation und beansprucht das Monopol auf die historische Wahrheit für sich. Die fremde Erinnerung, die nicht mit seiner eigenen historischen Version übereinstimmt, wird somit als eine falsifizierte „entlarvt“ und abgelehnt.

Auch die Klärung der Frage nach der eigenen Verstrickung in die Verbrechen an den Juden im Zweiten Weltkrieg erweist sich im Laufe der Erzählung als sehr schwierig. Da der Holocaust aus dem nationalen Gedächtnis der ukrainischen Nation größtenteils ausgeklammert ist, wird diese Frage in den öffentlichen Diskursen kaum thematisiert. Der Erzähler bei Rjabčuk spiegelt genau diese Tendenzen wider, denn auf die Aufforderung des amerikanischen Juden Jeremy, „Sie müssten sich vor den Juden entschuldigen. Und alles Eigentum zurückgeben“ (Rjabčuk 2004, 179), reagiert der Erzähler ablehnend und distanziert: „Ich schulde ihnen keine Spur vom Eigentum. Aber ich kann mich entschul-

digen, wenn sie darauf bestehen.“ (Ebd.) Nachdem Jeremy versucht, bei der Frage der Schuld und der Versöhnung, auf die staatliche Ebene zu rekurrieren, „Ihre Regierung müsste sich entschuldigen“ (ebd.), greift der Erzähler den historisch komplizierten Diskurs über die ukrainische Staatlichkeit<sup>4</sup> auf und argumentiert, dass seine Regierung erst seit fünf Jahren existiere und den Juden nichts Schlechtes getan habe. Auch die Verantwortung für die Vergehen der Vorgänger der heutigen Regierung weist der Erzähler entschieden zurück: „Sie hatte keine Vorgänger. Vor dieser hatten wir fremde Regierungen. Ich habe nichts dagegen, dass sie sich entschuldigen – vor ihnen, wie auch vor uns.“ (Ebd.) Hierbei wird das geschichtliche Narrativ der „fremden Besatzungsmacht“ aktualisiert, das sehr stark in der These der kolonialen Unterdrückung der Ukraine verankert ist, die Rjabčuk (wie auch andere ukrainische Schriftsteller, etwa Zabužko) in seinen Texten vertritt. Die Frage der Schuld wird ausschließlich im Kontext der Einwirkung der imperialen Bestrebungen von Russland, Deutschland oder Polen betrachtet, was die eigene Auseinandersetzung mit den historischen Konflikten auf dem Territorium der Ukraine und unter der Beteiligung der ukrainischen Bevölkerung an den Verbrechen zwischen und während der Kriege außer Frage stellt.

In diesem Kontext spricht der Erzähler von den ukrainischen Opfern in den Zeiten der Wirren des 20. Jahrhunderts, was zweifellos seine Legitimität hat, nur existiert für ihn offensichtlich nur ein Opfernarrativ, das der eigenen Nation. Diese Argumentation entspricht weitgehend der ukrainischen Debatte über die Opfer der Besatzungsregime. Demnach werden die autochthonen Genozide (wie etwa Holodomor<sup>5</sup> oder die sowjetische Besatzung) ins Zentrum der historischen und politischen Debatten gerückt und der Holocaust oder das Verbrechen an der polnischen

---

4 Der Diskurs über die ukrainische Staatlichkeit ist recht umstritten. Einerseits propagiert die ukrainische Politik und die Historiographie eine tausendjährige Geschichte des ukrainischen Staates, andererseits wird immer noch heftig darüber gestritten, ab welchem Zeitpunkt der unabhängige ukrainische Staat tatsächlich existierte. Zur Diskussion stehen die „Goldene Zeit“ des Kosakentums im 17. Jahrhundert, die erste ukrainische Volksrepublik, errichtet nach dem ersten Weltkrieg (1918–1921) oder die Unabhängigkeit der Ukraine im Zuge des Zerfalls der Sowjetunion 1991 (siehe dazu Boeckh/Völkl 2007).

5 Als „Holodomor“ bezeichnet man die Hungersjahre 1932/33 in Folge deren nach unterschiedlichen Angaben der Forschung zwischen drei und sechs Millionen Ukrainer ums Leben kamen. Diese Hungersnot wurde durch die sowjetische Regierung künstlich – durch Beschlagnahme und hohe Exportraten für Getreide und Lebensmittel – hervorgerufen. Die Hungersnot gehörte zu den „weißen Flecken“ der ukrainischen Geschichte, über die erst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion öffentlich debattiert werden durfte. 2006 wurde der Holodomor vom ukrainischen Parlament als „Genozid am ukrainischen Volk“ anerkannt. In der Wissenschaft ist diese These nicht unumstritten.

Bevölkerung in Wolynien marginalisiert. Am Ende wird ein homogenes nationales Konzept der Geschichte angestrebt, das sich durch national gefärbte Mythen und einen Märtyrerkult auszeichnet und andere Opfergruppen ausblendet. So nennt der Erzähler den Holodomor nicht zufällig „den kleinen ukrainischen Holocaust“. Obwohl sich die ganze Erzählung um die jüdische Geschichte in der Ukraine dreht, wird der Begriff „Holocaust“ nur ein einziges Mal, und das im Rahmen der nationalen, ukrainischen und nicht jüdischen Tragödie erwähnt. Zwar ist es kein ausschließlich ukrainisches Phänomen, den Begriff „Holocaust“ auch im Rahmen anderer nationalen Tragödien zu verwenden, nichtdestotrotz werden dadurch, wie der Literaturwissenschaftler James Young treffend bemerkt, die Unterschiede zwischen den verschiedenen Kategorien von Opfern ignoriert und den Opfern die Möglichkeit genommen, diesen Ereignissen ihre jeweils eigene „Individualität“ zuzugestehen (vgl. Young 1992, 145). Wenn man jedoch annimmt, dass „Holocaust“ von Rjabčuk als eine Metapher gebraucht würde, um auf „das umfassende Kontinuum der Vernichtung“ (142) hinzuweisen, so verfehlt es in diesem Fall die Wirkung, dass das „eine im Lichte der anderen begriffen wird“ (ebd.). Es ist eher umgekehrt: das Eine (das Verbrechen an den Juden) wird für das Andere (den Holodomor) metaphorisch „geopfert“, um die Vorrangigkeit des eigenen Leids zu unterstreichen.

Der Erzähler stellt fest, dass die Juden, die noch in der Ukraine leben oder lebten, für die ukrainische Bevölkerung genauso unsichtbar sind, wie das Verbrechen an den Juden im Zweiten Weltkrieg: „Für die meisten Einwohner sind die Juden eine alte Geschichte, die sich vor dem Krieg, ja sogar noch vor der Revolution abgespielt hat.“ (Rjabtschuk 2004, 179) Die Erinnerung an das jüdische Leben und den Holocaust scheint aus dem kulturellen Gedächtnis fast vollständig ausradiert zu sein. Dieser Verfall und das Vergessen wird durch die Beschreibung der alten Synagoge symbolisch untermauert: „Ein Geruch von Verfall und Verwesung stand in der Luft, wie auf einem Geisterschiff, das im Begriff ist unter der Erde zu versinken.“ (181)

Am Ende der Erzählung versucht Rjabčuk, Juden und Ukrainer wieder zusammenzuführen. Das Kriterium für diese Gemeinsamkeit sieht der Erzähler in der gemeinsamen Sprache, dem Ukrainischen. Er beobachtet im Flugzeug eine jüdische Familie, die Ukrainisch mit galizischem Dialekt spricht, so wie man im Karpatenvorland, in der mythischen Wiege der ukrainischen Nation, spricht, und die für den Erzähler „genau so aussahen, wie die ukrainischen Bauern, die vor hundert Jahren aus diesem ebenso armen Galizien nach Kanada emigriert waren“ (184).

Erst in diesen Moment begreift er sie als „unsere Juden“ (ebd.), die im Begriff sind, für immer aus dem ukrainischen kulturellen Universum zu verschwinden. Diese Anerkennung ist jedoch selektiv, nur die vollständige Assimilierung durch die Sprache, das Aussehen und die Schicksalsgemeinschaft an das Eigene, Ukrainische, bewegen den Erzähler dazu, das Jüdische als einen gleichberechtigten Teil der ukrainischen Geschichte und Kultur zu begreifen.

### **Erinnerung als imaginativer Raum bei Foer**

Ganz anders nähert sich Jonathan Safran Foer dem Thema Holocaust in der Ukraine. Sein Debütroman *Everything Is Illuminated* ist zum einen die Erinnerung an die Reise des Protagonisten Jonathan in die Ukraine, zum anderen ist es die Erinnerung an die verschwundenen jüdischen Orte und an das ausradierte jüdische Leben in Osteuropa. Foer ist zwei Generationen von seinen Vorfahren entfernt, die das osteuropäische Leben noch gekannt haben. Die realen Orte des farbigen, bunten Lebens und der grausamen Katastrophe seiner jüdischen Vorfahren sind für ihn nicht mehr nacherlebbar, weil sie für immer ausgelöscht wurden. So wird für den Autor die Erinnerung zu einem Akt der Imagination, der leidenschaftlichen Erfindung.

Der Roman wird auf drei Ebenen erzählt. Die erste Ebene beschreibt die Reise eines amerikanischen Juden in die Ukraine zwecks Familienforschung. Der junge Mann, der den Namen des Autors trägt, ist auf der Suche nach einer Frau namens Augustine, die seinen Großvater vor den Nazis gerettet hat. Jonathan wird in der Ukraine von einem Reisebüro namens „Heritage Tours“ begleitet, das sich auf solche Dienste spezialisiert hat und ein Rädchen einer großen Erinnerungs- und Bewältigungsmaschinerie ist. Das Reisebüro weist seinem Kunden einen Fahrer und einen Übersetzer zu. Dieser Übersetzer, der junge, amerikabegeisterte Ukrainer Alex, ist die heimliche Hauptfigur des Romans. Aus seiner Feder stammen zwei der drei Teile, aus denen dieses Buch besteht: die Briefe, die Alex seinem Freund nach dessen Rückkehr in die Vereinigten Staaten schreibt, sowie als Roman im Roman, die Geschichte der Suche nach der Lebensretterin Augustine. Die dritte Ebene des Buches, wiederum ein Roman im Roman, ist die Chronik des Schtetl Trachimbrod,<sup>6</sup> die Jonathan in Amerika verfasst hat.

---

6 Trachimbrod, ein kleiner Ort in der Ukraine, existierte wirklich. Heute erinnert nur noch ein Gedenkstein an das Dorf, das am 18. März 1942 ausgelöscht wurde. Fünfzig Jahre nach dem Massaker wurde eine Inschrift enthüllt, die an die 1204 jüdische Dorfbewohner

Auf ihrer Reise werden die Protagonisten vor allem mit der Auslöschung der Erinnerung an den Holocaust in der Ukraine konfrontiert. Denn jeder Mensch, den sie auf ihrer Suche nach Trachimbrod treffen, behauptet, es gäbe das Dorf Trachimbrod nicht: „Es war, als wären wir im falschen Land oder im falschen Jahrhundert, oder als ob Trachimbrod verschwunden wäre und damit auch seine Erinnerung.“ (Foer 2003, 166) Nach stundenlanger Suche treffen Jonathan, Alex und dessen Großvater schließlich eine alte Frau, die in völliger Abgeschiedenheit wohnt und von Trachimbrod weiß: „Es war früher vier Kilometer von hier, aber alles was es von Trachimbrod noch gibt, ist in diesem Haus.“ (170) Ihr Haus ist randvoll mit Erinnerungen, abgefüllt in Tausenden von Schachteln, die das ganze Haus füllen. Hier finden die ungleichen Reisenden nicht nur die Erinnerungen an die Vergangenheit von Jonathans Großvater Safran, sondern auch die „Gespenster der Vergangenheit“ von Alex' Großvater. Augustine schenkt ihnen eine Schachtel mit der Aufschrift „Für den Fall“. Für welchen Fall? „Für den Fall, dass jemand kommt und sucht.“ So wird die Suche nach Jonathans Großvater zu einer persönlichen Angelegenheit für Alex und dessen Großvater. Denn sie begreifen allmählich, dass es auch ihre Geschichte ist, die der Ukrainer, von der in ihrem Leben bis zu diesem Zeitpunkt nicht viel gesprochen wurde. Der Großvater zieht aus der Schachtel ein Foto, das ihn als jungen Mann neben seinem jüdischen Freund Herschel zeigt, den er unter Todesangst an die Nazis verraten hat. Von diesem Zeitpunkt an ist es mehr die Geschichte der Familie Perchov, der Familie von Alex, als die der Familie Foer, denn deren Erinnerung ist durch das Fortleben und das Speichern im Gedächtnis gesichert. In der Ukraine war das anders: „Viele Menschen haben sich nach dem Krieg so hart angestrengt zu vergessen, dass sie sich nicht erinnern.“ (215) Auch Alex' Großvater wollte vergessen, um, wie er sagt, seinen Sohn zu schützen. Unter der Last der offenbarten Erinnerung bringt der Großvater sich um, was aber keine moralische Niederlage, sondern eine Erlösung ist. Er stirbt glücklich („Ich mache es nicht aus Schwäche, ich bin vollendet voller Glück, und es ist das, was ich machen muss“ [283]), weil er seinem Enkel Alex etwas sehr Aufrichtiges hinterlässt, die Wahrheit: „Ich sagte zu Sascha: Versuche so zu leben, dass du immer die Wahrheit sagen kannst.“ (282)

---

erinnert, die von deutschen Faschisten ermordet wurden. Die Schrift ist in acht Sprachen in den Stein gemeißelt: Russisch, Ukrainisch, Hebräisch, Polnisch, Jiddisch, Englisch und Deutsch.

### **Erinnerungskonzepte bei Rjabčuk und bei Foer**

Die untersuchten Autoren präsentieren somit zwei Erinnerungskonzepte, die sich in vielen Punkten unterscheiden. Bei Rjabčuk ist die Erinnerung stark in das nationale Gedächtnisparadigma der Ukraine eingebunden. Die ukrainische Erinnerung steht den anderen (russischen, polnischen, jüdischen, deutschen) Erinnerungsnarrativen gegenüber, zudem ist die Erinnerungsarbeit für ihn ein Prozess des Aushandelns der historischen Wahrheit, die mit vielen Missverständnissen und Konflikten einhergeht. Wichtig ist vor allem, ein homogenes nationales Konzept der Geschichte zu schaffen, das die nationalen Mythen der ukrainischen Opferration unterstützen soll. Dabei werden andere Opfergruppen als Konkurrenten in der großen Erinnerungs- und Bewältigungsmaschinerie begriffen, die das konforme Geschichtsbild ins Wanken bringen können und somit diskursiv „bekämpft“ werden. Nur stehen sich zwei ungleiche Partner gegenüber, denn, wie Rjabčuk selbst feststellt, die Erinnerung an das jüdische Leben und auch an die jüdische Tragödie ist im Begriff, die Ukraine für immer zu verlassen. Dem entgegenzuwirken wäre die wichtige Aufgabe der ukrainischen schreibenden Elite, stattdessen wird eher eine Hermetisierung der nationalen Erinnerungskonzepte vor Augen geführt, die sich nicht im Dialog, sondern in Konkurrenz und Kampf um die „Wahrheit“ befinden.

Bei Foer findet man hingegen eine Pluralität der Erinnerungen vor. Alle Versionen der Geschichte fließen in einander über, um sich gegenseitig Impulse zu geben, einander zu korrigieren, aber auch zu erweitern. Dem Schreiben als sichernden, aber auch erschaffenden Prozess, wird eine wichtige Rolle beigemessen: „Mit unserem Schreiben erinnern wir uns gegenteilig an Dinge. Wir machen zusammen eine Geschichte, nicht?“ (205) Foer stellt zwar auch Asymmetrien in dem Prozess der Erinnerung an das jüdische Leben und den Holocaust in der Ukraine fest,<sup>7</sup> gleichzeitig zeigt er auf, dass sich auch die permanente schmerz erfüllte Erinnerung verändert: „Wer an einem Wasserfall lebt, wird ihn irgendwann nicht mehr hören“ (369), heißt es auf den letzten Seiten der Shtetl-Geschichte. „Die Klangfarbe der Trauer verblasst“ (370), um den verschollenen und wiedergefundenen, aber auch neu erschaffenen Erinnerungen, wie denen Foers, einen Platz einzuräumen.

---

7 Die Allgegenwärtigkeit der Erinnerung an den Holocaust in der jüdischen Erinnerungskultur steht der Auslöschung und Verdrängung dieser Erinnerung in der ukrainischen Kultur gegenüber.

Nach einer Reise in die Vergangenheit entsteht für Jonathan wie auch für Alex und seinen Großvater so etwas wie eine gemeinsame Erinnerungskiste, die für beide, Juden wie Ukrainer, gleich wichtig ist: „Ich weiß, wie bedeutend die Schachtel für dich und für uns beide war und wie ihr Inhalt nicht ersetzlich ist.“ (41) Durch das Begreifen der gemeinsamen Geschichte entsteht ein Erinnerungsnarrativ, in dem die Konkurrenz aufgelöst wird und die nationalen Erzählungen sich miteinander verweben, um zu einer gemeinsamen Erzählung zu verschmelzen:

Wir sprechen jetzt, Jonathan, zusammen und nicht getrennt. Wir sind zusammen und schreiben an derselben Geschichte, und ich bin sicher, dass du das auch spüren kannst. Weißt du, dass ich das Zigeunermädchen bin, und du bist Safran, und das ich Kolker bin, und du bist Brod, und das ich deine Großmutter bin, und du bist Großvater, und dass ich Alex bin, und du bist du, und dass ich du bin und du bist ich. (300)

### Literaturverzeichnis

- Boeckh, Karin/Völkl, Ekkehard: Ukraine. Von der Roten zur Orangenen Revolution. Regensburg 2007.
- Foer, Jonathan Safran: Alles ist erleuchtet. Köln 2003.
- Golczewski, Frank: Deutsche und Ukrainer 1914–1939. Paderborn 2010.
- Jilge, Wilfried: Von der Perestrojka zur orangefarbenen Revolution: Geschichtspolitik und nationalstaatliche Symbolik in der Ukraine (1990/1991–2004). In: Last der Geschichte? Kollektive Identität und Geschichte in Ostmitteleuropa. Belarus', Polen, Litauen, Ukraine. Hg. von Zdzisław Krasnodębski/Stefan Garsztecki/Rüdiger Ritter. Hamburg 2008, S. 427–468.
- Jilge, Wilfried/Troebst, Stefan (Hrsg.): Gespaltene Geschichtskulturen? Zweiter Weltkrieg und kollektive Erinnerungskulturen in der Ukraine. Stuttgart 2006.
- Littmann, Sol: Pure Soldiers or Sinister Legion. The Ukrainian 14th Waffen-SS Division. Montreal 2003.
- Michaelis, Rolf: Ukrainer in der Waffen-SS. Die 14. Waffen-Grenadier-Division der SS (ukrainische Nr. 1). Dresden 2006.
- Müller, Rolf-Dieter: An der Seite der Wehrmacht. Hitlers ausländische Helfer beim ‚Kreuzzug gegen den Bolschewismus‘ 1941–1945. München 2007.
- Podol'skij, Anatolij: Der widerwillige Blick zurück. Der Holocaust in der ukrainischen Erinnerung. In: Osteuropa 8–10 (2008), S. 245–254.

Rjabtschuk, Mykola: Acht Juden auf der Suche nach ihrem Großvater. In: Zweiter Anlauf. Ukrainische Literatur heute. Hg. von Karin Walter/Alois Woldan. Passau 2004, S. 169–184.

Schmid, Ulrich: Zwischen Imperium und Postkolonialismus. In: Berliner Debatte 23/2 (2012), S. 99–103.

Young, James E.: Beschreiben des Holocaust: Darstellung und Folgen der Interpretation. Frankfurt/M. 1992.

### **Zur Autorin**

*Maria Smyshliaeva* hat Philologie, Kulturwissenschaften und Wirtschaftswissenschaften in Simferopol' (Ukraine) und in Frankfurt (Oder) studiert und wurde mit einer Arbeit über Unternehmer im Literatur- und Mediendiskurs in Russland promoviert. Zurzeit ist sie in Berlin im Schuldienst tätig.